

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1933**

1 (1.1.1933) Die Mußestunde

# DIE MUSSESTUNDE 1933

Wohl noch nie war der Inhalt dieser Zukunftssehnsucht, dieser brennenden Neujahrshoffnung so wie diesmal der gleiche in allen Herzen. Oberall in Nord und Süd, im Aufgang und Niedergang nur ein Flehen aus Millionen Kehlen, als Schrei, als Forderung und Gebet: Brot den Hungernden, ein Heim den Heimatlosen, Arbeit und Raum den Schaffenden. Materielle Güter, Besitz und Sichbehaupten im Daseinkampfe, scheinen in dieser Zeit Sinn und Inhalt alles Lebens geworden zu sein. Nur, wer nicht sehen will, läßt sich täuschen vom bunten Bilde des Luxuslebens, das in der Großstadt sich breit macht; Maske für graues Alltagselend. In diesem aufs äußerste angespannten Daseinskampfe, diesem Begehren nach Geld und Brot scheint alles Geistige nutzlos zu sein, nicht am Platze, wert, über Bord geworfen zu werden. Aber vielleicht ist auch hier, in der abgründigsten Nacht des Elends, schon der Keim einer Wiedergeburt verborgen, unter durchdringlicher Eisekruste ein rinder Quell, der neue Lebenswasser speist. Geboren aus Not, ringt eine neue Welt zum Lichte. Zusammengeschmiedet durch gleiche Bitternis harret die Menschheit ihr entgegen. Ganz neu gilt es zu bauen denn alle alten Werte wurden fragwürdig; alte Namen sind verklungen; alte Tafeln liegen zerbrochen im Staube.

Nach Besitz schreien die Massen, schreien die Völker, und doch wurde noch nie die Wertlosigkeit alles irdischen Besitzes, aller scheinbar lebensnotwendigen Güter so klar erkannt, so eindringlich vor Augen geführt, wie gerade jetzt. Eine neue Zeit bricht an, und noch halb unbewußt dämmert die Erkenntnis, daß es jetzt gilt, ganz Ernst zu machen, daß es gilt, Güter zu sammeln, die nicht Rost und Motten fressen, und daß gerade das Einzige, das uns nicht genommen werden kann, geistiger Besitz ist, Reichum der Seele, der die engen Schranken des Ich sprengt. Schüchtern und zaghaft beginnt es zu tagen, ringt zum Licht und will sich entfalten, dem jungen Jahr entgegen, eine neue Liebe, eine neue Brüderlichkeit, ohne Scheidung nach Klassen und Besitz. Alle sind gleich weil alle gleich gelitten haben, alle gegülht wurden im Stahlbade der Not. Der Andre ist Bruder; Geld und Gut sind nicht Werte an sich, sondern nur Bausteine zum Aufbau einer neuen Welt, die, in unsern Herzen empfangen, durch einen starken Glauben Wirklichkeit werden muß.

lehre Angelsächse Beda, daß die wirkliche Frühlingstagundnachtgleiche mit derjenigen des Kalenders nicht übereinstimme, und seit dem 13. Jahrhundert stellten sich bei den Berechnungen des Osterfestes noch andere Unstimmigkeiten heraus. So traten denn bedeutende Gelehrte und die kirchlichen Konzilien zu Konstanz, zu Basel und zu Trient für eine Reform des Julianischen Kalenders ein. Papst Sixtus IV. wandte sich deshalb 1474 an den großen deutschen Astronomen Regiomontanus, aber dessen vorzeitiger Tod verhinderte damals die weitere Behandlung der Angelegenheit.

Erst ein Jahrhundert später kam sie wieder in Fluß. Aloisio Julio hatte einen Reformentwurf ausgearbeitet, sein Bruder legte ihn Papst Gregor XIII. vor. Nach eingehender Prüfung sandte man ihn den katholischen Fürsten und Universitäten zur Äußerung zu. Die Gutachten waren zwar nicht günstig, allein der Papst ließ sich dadurch nicht abhalten, er ernannte eine Kommission zur weiteren Bearbeitung, und deren Werk wurde 1582 durch eine Bulle eingeführt, und zwar in der Form, welche ihm schließlich der aus Bamberg stammende Jesuit Christoph Clavius gegeben hatte.

Hier waren nun die wesentlichen Fehler des Julianischen Kalenders dadurch ausgeglichen, daß die Jahrhundertjahre nur dann Schaltjahre werden, wenn sie ohne Hinzuziehung der Nullen durch vier teilbar sind; d. h. also z. B. das Jahr 1600 oder 2000 ist Schaltjahr, nicht aber etwa das Jahr 1700. Jetzt fiel die Tagundnachtgleiche des Kalenders und die der Wirklichkeit wieder regelmäßig mit dem 21. März zusammen, wie das im Jahre 325 das Konzil zu Nicäa bestimmt hatte. Allerdings war dabei ein Sprung über 10 Tage notwendig, denn um soviel war man mittlerweile hinter der Wirklichkeit zurückgeblieben. Die Bulle ordnete an, daß auf den 4. Oktober 1582 sogleich der 15. zu folgen habe. Nur infolge dieser Maßregel blieben die kirchlichen Missale, Breviere usw. brauchbar.

Man sollte denken, daß eine derartige Verbesserung trotz mancher entgegenstehender Bedenken sogleich angenommen worden wäre. Jedoch selbst in den katholischen Ländern hielt man sich verschieden, einige folgten sogleich, andere erst nach einigen Jahren. Die protestantischen Gebiete schlossen sich zumeist erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts an, die griechisch-orthodoxen gar nicht. Es nutzte nichts, daß Clavius die Reform in mehreren Schriften verteidigte.

Bei der tiefen Erregung, welche damals infolge der Glaubensspaltung die Gemüter beherrschte, genügte die Tatsache, daß eine päpstliche Bulle die Einführung der Kalenderreform befahl, um die feindliche Ablehnung der anderen Parteien hervorzurufen. Auch die Form dieser Bulle war nicht glücklich. Die deutschen Protestanten waren sogar, bevor sie den Wortlaut des päpstlichen Erlasses kannten, geneigt gewesen, die Reform anzunehmen, falls der Kaiser sie von sich aus annehme.

Laßt die Narren trunken schreien, Altes an die Zeit sich klammern, Laßt die Feigen ängstlich jammern . . . Fester nur schließt eure Reihen!

Neujahr singt uns jede Stunde, Wo die Herzen mutig schlagen, Brüder, Schwestern, unsrem Bunde Muß ein schöner Morgen tagen!

Packt die Welt mit starken Händen! Stirnen funkelt heißes Denken! Unser Schicksal selbst zu lenken, Werden wir zu Feuerbränden!

Kampfsjahr soll die Losung heißen! Strömt zu einem Heer zusammen Und aus Dunkel und Verdammnis Werden wir die Sonne reifen!

Bruno Schönlanck.

## NEUJAHRSGLAUBE

### Helene Bulle

Fast hoffnungslos niedergebeugt von Sorge, innerlich zerrissen von Angst, einer Angst, die geboren war aus der grauen Sorge um den kommenden Tag, um das tägliche Brot, um die notwendigsten, geringsten Güter des Lebens, so erwartete man diesen Winter 1932 auf 1933. Man vergaß, daß der die Gefahr erst recht heraufbeschwört, der sie in Worte bannet und dadurch wirklich macht, was im Unterbewußtsein noch ungreifbar, gespensisch geistert. Man vergaß, daß der Winter an sich keine Einheit darstellt, sondern eine Zweifelt in sich schließt, getrennt durch eine Cäsar, eine Atempause gewissermaßen, daß er sich teilt in eine Zeit des Sterbens und eine der heimlichen Vorbereitung auf ein Wiedergeborenwerden, eine Zeit langsamen, trostlosen Hinwelkens und eine des noch ganz heimlichen, verborgenen Keimens, eine Zeit wachsender Dunkelheit und eine Zeit erwachender, junger Helle.

Unser Weihnachtsfest fällt nicht ganz genau mit der Sonnwendfeier unserer Väter zusammen. Schon am 22. Dezember tritt die Sonne aus dem Zeichen des Schützen in das des Steinbocks. Wird der Schütze symbolisiert durch den strebenden Pfeil, die Sehnsucht der Seele zum Licht andeutend, so klimmt der Steinbock mit zäher Mühe in stetem Gelingen dem Bergesgipfel zu, wo die Sonne zuerst die felsigen Gipfel vergoldet. Jedes Jahr wiederholt sich im kosmischen Reigen dies Widerspiel dunkel zerstörerischer und junger, aufbauender Kräfte, und der gleiche Rhythmus durchbebt, wenn auch unbewußt, die menschliche Seele. Jedes Jahr, wenn nach dem kürzesten Tage das Licht zunimmt, wird auch im Herzen eine junge Hoffnung geboren, eine neue Forderung an die Zukunft gestellt.

Quitt. In letzter Minute hatte sich Troll überlegt, daß Amalie doch nicht das rechte Ehe-weib für ihn sei. Und so sagte er vor dem Standesbeamten klar und vernehmlich: „Nein!“ Am nächsten Tag schrieb ihm Amalie, er habe sie blamiert, sie fordere Revanche. Er solle noch einmal zum Standesamt, dann aber werde sie, Amalie, nein sagen, damit man quitt sei. „Bon!“ erwiderte Troll und zuckelte abermals zum Standesamt. „. . . wollen Sie die Amalie Pinke zur Ehefrau?“ „Ja.“ „. . . wollen Sie Jakobus Troll zum Ehegatten?“ „Ja.“ Das war Amalies Revanche auf Lebenszeit. („UlK“)

## WISSEN UND WELT



Ein versinkendes Dorf. Im Hunsrück versinkt das Dorf Waldalgesheim seit Jahren immer tiefer in die Erde. Während des Krieges wurde hier Raubbau an Manganerz getrieben; nach dem Krieg stellte man die Förderung ein, ohne die Schächte zuzuschütten. Daraufhin zeigten sich Risse in den Häusern, ganze Straßenzüge verschwanden langsam im Erdboden, mitten im Dorf bildeten sich tiefe Wasserlöcher, ein See entstand. Von fast 300 Häusern sind 50 schon verschwunden.

Gibt es noch Analphabeten? Eine neue Statistik stellt fest, daß von den Einwohnern über 10 Jahre weder lesen noch schreiben können: in Frankreich 5,9 Proz., Polen 32,7 Portugal 65,2, Griechenland 43,4, Rußland 48,7, Indien 90,6. In Deutschland, Skandinavien, England, Holland, Oesterreich und der Schweiz ist der Analphabetismus gleich Null.

## RÄTSEL

### Silben-Rätsel

Aus den 42 Silben: an, baum, ber, burg, chi, di, du, dus, ei, eid, erz, ga, ger, gungs, he, il, ju, ka, ka, la, le, le, len, ler, ma, mer, na, ne, ne, ni, nim, nin, nuß, pi, ro, rod, schelm, sie, then, ü, un, zeu sind 16 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen und deren Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, einen Wunsch zur Jahreswende für unsere lieben Leser ergeben. (Ue = ein Buchstabe.)

Bedeutung der einzelnen Wörter: 1. Nebenfluß der Donau, 2. Wein, 3. Gründer des babyl. Reiches, 4. Behälter, 5. Wassernixe, 6. Spitzbube, 7. Baum, 8. Monatsname, 9. Jahrbücher, 10. weibl. Vorname, 11. Stadt in Franken, 12. Getreide, 13. röm. Staatsmann, 14. soviel wie Glaubenseid, 15. Fiebermittel, 16. Papagei.

### Rätsel-Lösungen

Auflösung des Silben-Versack-Rätsels: Des Jahres letzte Stunde.

Auflösung des Umwandlungs-Rätsels: Das neue Jahr.

Richtig gelöst: Fried. Hörnel jr., Karlsruhe, Julius Grimmer, Karlsruhe, Irngard Beck, Pforzheim.

Verantwortlich: S. Grünebaum, Karlsruhe.

## Amerikanische Glückwunschlifen

Eine Tradition von ungeheurem Ausmaß bildet in Amerika das Versenden von Ansichtskarten und Gratulationskarten um Weihnachten und Neujahr.

Eine Amerikanerin erzählt: Einen Monat vor dem Fest werden in allen Straßen von Newyork die verzweifelnden Hausbesitzer ihre seit Monaten leerstehenden Ladengeschäfte los und zwar an Ansichtskartenhändler und Vertriebe vom kleinsten bis zum größten Stil. Diese Läden werden vielfach mit zahlreichen anschließenden Büroräumen nur auf einen Monat auf 6 Wochen, seltener auf zwei Monate gemietet; auf diese kurze Zeit konzentriert sich ein ganz enormes Geschäft, das seinen Unternehmer für das ganze Jahr ernährt.

Denn in Amerika schreibt jeder jedem eine Ansichtskarte und wünscht ihm Glück „For a merry Christmas, a happy new year and many of them“. Wen man nur irgend kennt, mit wem einen nur die lockersten Beziehungen verknüpfen, sendet man einen solchen Neujahrs-Glückwunschruf, das verlangt das Gesetz der Höflichkeit.

Kein Wunder, daß eine tüchtige Frau (!), die ein solches Geschäft durch diese aufregenden Wochen siegreich zu steuern weiß, dann in den übrigen zehn Monaten „globetrotten“ und sichs auf Europareisen wohl sein lassen kann.

## ALMANACHE

Zum Beginn des Jahres 1933 übermitteln wir eine Reihe Almanache, daß die literarische Ernte des verflorbenen Jahres doch nicht so gering ist, wie vielfach angenommen wurde, wenn auch der große Wurf ausblieb und vielfach Ausgrabungen früherer Erscheinungen zu billigem Preise mit zu den bedeutsamsten Leistungen des Büchermarktes der letzten Zeit zählen. Der Insel-Almanach des Insel-Verlages in Leipzig bringt wie immer eine Auslese für literarische Feinschmecker über die geschmackvoll zusammengestellte Produktion dieses Verlags, aus der Andrews „Gandhis Lehre und Tat“, Stefan Zweigs „Marie Antoinette“ und die Wiederausgrabung von Gustav Schwabs „Sagen des klassischen Altertums“ besonders hervorzuheben sind. Der Deutsche Almanach des Reclam-Verlags in Leipzig, von alters her bekannt durch Reclams Universalbibliothek, gibt einen Überblick über die Vertreter seiner „neuen Richtung“, wobei E. G. Kolbenheyer, Leopold Ziegler, Otto Lehmann, u. a. zu Wort kommen. Das Phaidon-Lesebuch des in letzter Zeit sehr rühmig gewordenen Phaidon-Verlags in Wien, dem wir die bereits ausführlich gewürdigte Volksausgabe Mommsens „Römische Geschichte“ verdanken, gibt in einer Reihe Essays wie in Klaviers „Relativität“, Mauris „Der Mythos der Mythen“, Unamunos „Soziales Christentum“ wertvolle Anregungen, die den Wunsch nach stärkerer Vertiefung in diese Themen wecken.

## LITERATUR



Des bekannten Soziologen Carl Mennicke Buch über „Schicksal und Aufgabe der Frauen in der Gegenwart“ (Alfred Protte Verlag Potsdam) darf als ein erfreulich mutiges Buch bezeichnet werden. Waren es bislang zumeist Frauen, die zu den veränderten soziologischen Verhältnissen der Frau in Staat und Gesellschaft eindeutig und

kampfmütig Stellung nahmen, so ist es hier der Mann, der ähnlich wie sein englischer Gesinnungsgenosse Betrand Russell zu dem Frauenproblem in seinen umfassendsten Weiterungen sich äußert und mit ihnen fertig zu werden trachtet. Mennicke betont vor allem die Schwierigkeit der Ehe zwischen den heutigen jungen Menschen, da die ganze Struktur unseres Wirtschafts- und Staatslebens sich fundamental verändert hat. Eine Frau, die als selbsttätiges Mitglied im Prozeß der Wirtschaft steht, kann unmöglich mehr die alte magische Einstellung zu Ehe und Mutterschaft, zu Mann und Haus haben, sondern sie muß suchen die alten verstaubten Begriffe mit der Vitalität ihres tat- und arbeiterfüllen Seins umzugestalten oder zum mindesten sie aufzufrischen. Daß dazu aber die Bereitschaft des Mannes in erster Linie vonnöten ist, legt Mennicke in großzügigen Forderungen eindeutig dar. Was hier ein Mann über die Wandelbarkeit der Liebe in ihrer höchsten und letzten Bedeutung, über die Prostitution in ihrer beschämenden Schwäche, über die Stellung illegitimer Kinder und nicht zuletzt über die Gleichberechtigung der Frau im wahrsten und edelsten Sinne schreibt, ist als persönliches Bekenntnis und kulturpolitisches Dokument nicht hoch genug zu werten. Daß Mennicke am Schluß seiner Ausführungen zu der Ansicht gelangt, Frauenbewegung und Sozialismus seien identische Begriffe, darf uns ganz besonders freuen und wird uns die kleine Schrift mit ihren vielen, grundlegenden Betrachtungen nur umso wertvoller machen. Das neue Heft der „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik“ (Wien 1., in der Börse) enthält u. a. Beiträge von Anna Freud: Erzieher und Neurose, Richard Sterba: Zur Theorie der Erziehungsmittel, Marianne Kris: Ein Märchenstoff in einer Kinderanalyse. (Preis des Heftes 1.— Mk.)

## HUMOR



Beständigkeit. Der junge Merkel tritt vor den alten Merkel und sagt: „Papa, ich möchte mich verheiraten. Ich liebe Fräulein Else Fischer, Else Fischer liebt mich —: gib uns Geld und deinen Segen!“ Merkel senior schüttelt mißbilligend das Haupt: „Mein Lieber Junge, du bist ja noch viel zu jung. Ueberlege dir die Sache nochmal, aber gründlich. Und wenn du übers Jahr noch ebenso denkst wie heute, dann magst du in Gottes Namen dein Fräulein Fischer heiraten. Mein Geld und meinen Segen kriegst du!“ Nach zwölf Monaten trägt Merkel junior seine Bitte wieder vor. „Bon!“ sagt der Alte. „Ich bin einverstanden. Ich sehe, du bist ein beständiger Charakter. Und nun bring' mir deine Else Fischer!“ „Else Fischer?“ fragt der Filius, aus allen Wolken gefallen. „Wie kommst du auf Else Fischer?“ (UlK)

Luftschutzübungen. Ueberall finden jetzt Luftschutzübungen statt. Weil wir in Deutschland doch weiter gar keine Sorgen haben. Und da werden nun furchtbar komplizierte Manöveraufgaben gelöst: Häuser sind angeblich in Brand geschossen und außerdem noch vergast, und etliche Biedermänner rennen in Gasmasken herum und retten die Bewohner. Alles Prüfung für den Ernstfall, wenn beispielsweise in Berlin vierhundert-siebenundachtzigtausend Häuser vergast sind und brennen. . . . Und viele, viele Neugierige sehen dieser Luftschutzspielerei zu. Zuletzt sagt einer unter ihnen: „Diese Luftschutzmanöver sind übrigens doch eine gute Probe für den Ernstfall. Auch da werden wir zugucken können wie ein paar andere sich retten, während wir zu Tausenden kriechen!“ („Der Wahre Jakob“)

Nach der Veröffentlichung erst trat der Um- schlag ein. Kaiser Rudolf II., dessen Astro- nomen Brahe und Kepler dem neuen Ka- lender zustimmten, suchte vergeblich zu ver- mitteln.

Von beiden Seiten wurden zum Teil wesent- liche, zum Teil recht seltsame Argumente ins Feld geführt. Behaupteten die deutschen Protestanten, die Annahme der Reform würde die Anerkennung des Tridentinischen Kon- zils, ferner die Aufhebung des Religionsfrie- dens und der christlichen Freiheit bedeuten, so wiesen die Katholiken darauf hin, daß die, doch gleichfalls protestantischen, Hol- länder — unter Verwahrung gegen die kirch- liche Oberhoheit des Papstes — zugestimmt hätten; außerdem sei die Angelegenheit durch die Anordnung des Kaisers aus einer kirch- lichen zu einer politischen geworden.

Andere Einwände bezogen sich auf die Ver- wirrung des bürgerlichen Lebens. Bestimmte Handlungen seien auf bestimmte Daten fest- gelegt, die sollten nun nicht mehr gelten. Ge- schichtliche Angaben würden unbrauchbar. Zinsen, Schulden, Steuern müßten um 10 Tage früher entrichtet werden, die Jahrmärkte fielen zu früh, Fest- und Lostage seien verschoben. Ja der gemein Mann dachte, man habe ihm die zehn Tage aus seinem Leben weg- genommen. Wo bleibe der Glaube an Welt- ende und jüngstes Gericht, wenn der Papst den neuen Kalender als einen immerwähren- den (perpetuum) bezeichne? All das sei zu- dem gänzlich überflüssig, da die Welt ohne- dem sehr bald untergehen werde. Die Katho- liken wieder behaupteten, daß die Natur selbst (die Bäume mit ihren Blüten, die Vögel mit ihrer Paarung) sich nach dem neuen Kalender richte.

Eine Verwirrung trat tatsächlich ein, aber nur, weil nun eben die beiden Teile des deutschen Volkes in Handel und Wandel zwei verschiedenen Kalendersystemen fol- gen: was besonders in Gebieten gemischten Glaubens zu schweren Verbitterungen führte. Aber die Nation hat auch diese Wirrisse schließlich überwunden und tröstlich ausge- glichen.

## LICHTWOLKEN IM WELTALL

Lawin

In die Millionen geht die Zahl der Nebel- wolken und Sternhaufen die uns die Riesen- fernrohre, vor allem aber die Anwendung der Himmelsphotographie erschlossen haben. Man unterscheidet echte Gasnebel, die aus glühenden Gasmassen bestehen, und solche, die im Fernrohr zwar dasselbe Aussehen haben, aber in Wirklichkeit große Sternan- häufungen sind. Ihre Entfernungen sind so groß, daß es den Anschein erweckt, als wären die Sterne zu vielen Millionen auf einem verhältnismäßig kleinen Raum zusam- mengedrängt. Aber das ist ein Trugbild, denn in Wirklichkeit beträgt die räumliche Ausdehnung eines Sternhaufens oft viele Tau- sende von Lichtjahren, und jedes Sternpünkt- chen, das eine Sonne darstellt, ist vom an- dern durch Zwischenräume getrennt, die das Licht erst in fünf bis zehn Jahren zu durch- eilen vermag.

So unbegreiflich uns diese Weiträumigkeiten im Sternall von Sonne zu Sonne erscheinen, so wenig verstehen wir, was Sternhaufen und Weltinseln sind. Auch unser Milch- straßenschimmer ist verdichteter Sternhim- mel, eine Fülle von Sternen verschiedenster Leuchtkraft, die das bloße Auge einzeln nicht erkennen kann. Die Sterne erscheinen wie leuchtender Sand der in verschwenderischer Menge ausgestreut ist. Wie feiner Nebel- dust liegt die Sternmassen im zarten Licht-

hauch eingebettet und aus diesem Chaos mittlerer und kleinerer Sternpünktchen heben sich die größten Sonnen wie mächtige Dia- mananten ab.

Daß jeder Stern im Milchstraßengewölke eine Sonne ist, von ähnlicher Beschaffenheit und ebenso majestätisch wie die unsere, ist eine Grundtatsache der Himmelskunde, die uns in Staunen versetzen muß. Unser Menschen- verstand reicht nicht aus, um das zu erfassen, was die mattschimmernden Lichtwolken aus der Tiefe des Alls unseren Blicken erschließen: Sterninseln — jenseits unseres Milchstraßensystems — von denen jede ein- zelne aus Millionen glühender Sonnen be- steht und deren Durchmesser in der Regel mehrere tausend Lichtjahre beträgt.

Durch neuere Forschungen hat man erkannt, daß solche Weltinseln häufig in ganzen Gruppen oder Schwärmen beisammenstehen. Beinahe ein halbes Jahrhundert solcher Schwärme von Sternhaufen hat man seit An- wendung der Himmelsphotographie auffin- den können. Ihre gegenseitigen Abstände schwanken zwischen 10 und 170 Millionen Lichtjahren. Manche dieser Systeme mögen von derselben Größe sein wie der Andro- medanebel der aus vielen tausend Sternen, untermischt mit Nebelmaterie, zusammenge- setzt ist, und dessen Längenausdehnung meh- rere hundertmal größer ist als der Durchmes- ser unseres ganzen Sonnensystems.

Im Gebiet des Centauren befindet sich ein Systemswarm, der in einer einzigen Ge- meinschaft schätzungsweise 3000 Welt- inseln vereinigt, wovon einige Inseln von der Größe des Andromedanebels sind, einige hundert andere einen mittleren Durchmesser von 10 000 Lichtjahren haben. Schätzt man die Gesamtmasse des Andromedanebels auf das Zwei- bis Dreimilliardenfache der Sonnenmasse, so gewinnt man einen Überblick von den gigantischen Ausmaßen jener Welt- inseln, die sich zu Tausenden zu Schwär- men vereinigen.

Ungefähr 100 000 bis 110 000 Lichtjahre von uns entfernt befinden sich die kleinen Magel- lanschen Wolken, wovon bereits die kleinere einen Sternreichtum enthält, der in die Mil- lionen geht. Etwa eine halbe Million ihrer Sterne mögen die Sonne annähernd hundert- fach und auch mehr an Leuchtkraft überref- len, darunter befinden sich etwa 300 Ober- giganten, deren jeder mehr als 60 000fache Sonnenleuchtkraft besitzt. Im Gebiet der großen Wolke strahlt eine Riesensonne, der man sogar eine 300 000fache Leuchtkraft un- serer Sonne zuschreibt. Die Gesamtzahl der in beiden Wolken enthaltenen Sterne geht in die Hunderte von Millionen. Soweit unsere bisherigen Beobachtungen reichen, scheinen beide Wolken unser Milchstraßengewölke zu fliehen; ihre Sekundengeschwindigkeit be- trägt 170 bzw. 270 Kilometer.

Die Magellanschen Wolken sind aber nicht die einzigen Gebilde dieser Art. In noch weit tieferen Welträumen schimmern Lichtwolken, die ihrem Typus gleichen.

Es wäre vermessen, danach zu fragen, wo- her die schöpferische Natur all den Baustoff zu diesem gewaltigen Sternreichtum ge- nommen hat. Man kann es nicht anders deu- ten, als daß von Ewigkeit her eine Ur- materie besteht, die, ewigen Gesetzen fol- gend, sich in ihrer Anordnung ändert und sich zu Nebeln formt, aus denen sich ganze Schwärme von Weltinseln bilden. Die ein- fache, chemische Beschaffenheit der riesigen Gaswolken läßt vermuten, daß die wogenden Nebelschwaden, die Jahrmillionen langsam durch den unendlichen Raum ziehen, den Mutterschoß bilden, aus welchem die Son- nensysteme geboren werden, die das All be- völkern und die verschwinden können, was der sparsame Mutternebel in fast endlosen Zeiträumen sammelt, um die Entwicklung von neuem beginnen zu lassen.

Lichtwolken im Weltall, zu Millionen wan- dern sie durch den Raum, und ebenso ewig wandert das Leben durch die Welt, von Stern zu Stern, in unendlichen Arten und Formen.

## 35 KALENDER Eine Neujahrsnovelle

Manfred Tiefenbach

Am letzten Tage des alten Jahres kam der Amtsrichter Prillwitz mit einem kleinen Paket, sorgfältig mit einem bunten Bändchen ver- schürt, gegen die Mittagszeit nach Hause. Seine Frau Herta, die ihm die Tür öffnete, dachte „aha — ein Neujahrs Geschenk für mich“, blinzelte ein wenig verlegen, um sich den Anschein zu geben, sie hätte das kleine Päckchen nicht gesehen und begrüßte den Heimkehrenden herzlich.

Prillwitz war nicht unfreundlich, aber etwas steif. Er gab sich offenbar gar keine Mühe, das Mitbringsel zu verbergen und Frau Herta begann wieder an der Richtigkeit ihrer Ver- mutung zu zweifeln. Umso mehr, als es bis- her in ihrer siebenjährigen Ehe nicht üblich war, sich zum Jahreswechsel zu beschenken. Ihr Mann war gewiß großzügig und frei- gebig, aber was das Schenken anbelangt, so beschränkte er sich damit auf jene offizielle Gelegenheiten, die für solche Vorgänge aus- ersehen waren, auf Weihnachten, Geburtstag usw.

Während des Essens blieb der Richter wort- karger als gewöhnlich und in besonderer Art nachdenklich. Er sah nicht versimmt aus, keineswegs. Beantwortete auch freundlich und eingehend, wie immer, alle Fragen Her- tas. Dennoch konnte kein Zweifel darüber bestehen, daß irgend etwas Besonderes seine Gedanken stark in Anspruch nahm. Kaum auch, daß er die Serviette zusammen- gefaltet und Mahlzeit gesagt hatte, als er so- fort in seinem Zimmer verschwand, wo Herta ihn den ganzen Nachmittag über sehr eifrig herumhantieren hörte.

Sie kannte ihren Mann gut genug um nicht zu wissen, daß jede vorzeitige Frage ihn gleichsam wie eine Schnecke in sein Haus zurücktreiben, ihn ärgerlich und verschlossen machen würde. Daß es also auf alle Fälle besser sein würde, einfach abzuwarten, bis der Mann von selbst mit der Sprache heraus- rücken würde — was nach den bisherigen, in ihrer Ehe gesammelten Erfahrungen nicht allzu lange dauern könnte.

Wirklich kam auch Prillwitz zum Abendessen mit dem natürlichsten Gesicht der Welt zum Vorschein. Es war eine seit jeher ausge- machte Sache, daß die beiden die Silvester- nacht allein zu Hause blieben, im Zwiege- spräch die Bilanz des vergangenen Jahres zogen und versuchten, einen scheuen, vor- sichtigen Blick in die Zukunft zu werfen. Bald nach zehn Uhr, als Herta mit ihren häuslichen Verrichtungen fertig war, erschien Herbert mit einigen merkwürdigen Gegen- ständen und machte es sich an dem kleinen Ektischen bequem.

„Was ist denn das?“, konnte Herta nicht um- hin zu fragen.

„Ja — das wollte ich dir erzählen“, sagte der Richter und sein Gesicht bekam plötzlich wieder den ernststen, nachdenklichen Eindruck, den sie noch vom Mittagessen her in Er- innerung hatte. „Es sind Kalender.“

„Kalender?“

„Ja — das siehst du doch. Es sind fünf- und- dreißig Kalenderblöcke, die ich mit Messing- ösen hier an einer Stange befestigt habe. Und diese andere, gespitzte Stahlstange, hier mit dem Messingsockel — na, du wirst dich erinnern, das ist ein Apparat, wie ihn die Kassiererinnen in den Geschäften haben — worauf sie die Kassenzettel aufzuspießen pflegen.“

„Ja — willst du denn umsatteln? Willst du ein Geschäft aufmachen, daß du so etwas brauchst, für Kassenzettel?“

„Unsinn“, lächelte der Amtsrichter. „Auf diese Stange werden die abgerissenen Ka- lenderblätter gespießt, ja, alle Kalender- blätter.“

„Aber fünfunddreißig Kalenderblöcke, drückt man die denn auf so viele Jahre im voraus.“

„Nein, natürlich nicht. Es sind alles Blöcke vom nächsten Jahr. Alles dieselben.“

„Ja — dann — ich verstehe dich nicht. Dann passen sie doch bereits im übernächsten Jahr nicht mehr. Die Wochentage verschieben sich doch . . .“

„Ich weiß, ich weiß. Aber nicht darauf kommt es an. Die ganze Sache hat einen an- deren Grund.“

Er lehnte sich in seinem Sessel bequem zu- rück und blickte seine Frau lange und durch- dringend an.

„Sieh mal“, begann er endlich, „wenn man so Tag aus Tag ein als Richter seines Amtes waltet, wenn man täglich gegen Menschen verhandelt, die auf irgend eine Art in ihr Unglück, in ihre Schuld hineinschliddern, oft genug ohne eigentlich schlecht zu sein, ohne böse zu sein, nur weil es Not und Mißge- schick und Pech oder auch Unverständnis so mit sich brachten, wird man doch allmählich nachdenklich. Gerade unsereiner, der die Pa- ragraphen des Straßengesetzbuches halbwegs auswendig wissen muß, erkennt mit der Zeit, wie schwer es für die Mehrzahl der Men- schen sein muß, mit dem Straßengesetz in Kon- flikt zu kommen. Denn dieses Netz von Pa- ragraphen ist überaus engmaschig und man muß schon sehr viel Glück haben, wenn man sich nicht darin verheddern will. Ja — man muß sich wundern, wenn es einem gelingt, Jahr aus Jahr ein das zu bleiben, was man einem anständigen Menschen nennt.“

„Ich verstehe wirklich nicht, Herbert, wor- auf du hinauswillst. Hast du gestohlen, hast du einen Menschen getötet?“ lächelte die Frau. „Und wenn nicht, wie kommst du auf solche Gedanken?“

„Nein — ich habe nicht gestohlen — ich habe nicht getötet, Liebste. Ich habe nur erkannt, im Laufe all dieser Jahre, wie leicht man gegen seinen Willen dazu kommen kann, etwas zu tun, was man eigentlich nicht tun wollte. Ich habe gesehen — in zahllosen Fäl- len habe ich gesehen — wie oft, wie furcht- bar oft der Mensch nichts anderes ist, als das wehrlose Opfer der Umstände.“

„Ich finde nicht, Herbert, daß dies eine so furchtbar neue Erkenntnis ist.“

„Nein, du hast recht. Es ist keine ganz neue Erkenntnis. Aber sie ist mir vordem nie so bewußt geworden. Nicht in diesem Maße be- wußt geworden. Und jetzt, ja, jetzt habe ich plötzlich Angst bekommen. Einfach Angst, daß irgendetwas geschieht, daß mir etwas passiert, was mich aus dem glatten Ablauf meines Lebens herausreißt. Daß ich — der ich so oft, so ungezählte Male über andere zu Gericht gesessen habe, das getan habe, was man so Recht sprechen nennt — mich einmal selbst in Schuld und Fehle verstricke. Daß ich einmal selbst vor einen irdischen Richter gestellt und abgeurteilt werde. Nicht weil ich böse bin oder schlecht, sondern weil ich Böses und Schlechtes getan habe, ohne es zu wollen Ganz ohne es zu wollen. Es könnte doch geschehen, nicht wahr?“

„Gewiß, Herbert — es ist natürlich sehr un- wahrscheinlich. Für den, der dich kennt, nicht recht glaubhaft. Immerhin gebe ich zu, daß so etwas geschehen könnte. Nun ver- stehe ich noch immer nicht recht, was das mit deinen Kalendern zu tun hat?“

„Das ist einfach so: ich denke mir, daß ich, jetzt vierzig Jahre alt, nicht viel mehr als fünfunddreißig Jahre zu leben haben werde.

Selbst im besten Falle nicht. Und ich will am Ende jedes Tages fortan, den ich in Ruhe und Sicherheit beschleibe, ein Blatt von die- sen Kalenderblöcken ablösen und auf diese Stange hier spießen. Wie man bezahlte Kas- senzettel aufammelt. Fünfunddreißig Jahre — das sind mehr, das sind weit mehr als zwölftausend Tage. Möglicherweise werde ich gar nicht so alt — aber wenn? Bedenke: wie oft kann man strucheln in zwölftausend Tagen. Wie furchtbar oft. So will ich froh sein mit jedem glücklich beendeten Tag. Ja, ich werde immer heiterer werden, je mehr sich die Zahl der unerledigten Tage verrin- gert, je größer die Zahl der erledigten Ka- lenderblätter wird. Wie ein Kaufmann, der mit einem Blick auf die Kassenzettel fest- stellt, daß sein Geschäft floriert, will ich Tag für Tag mit einem Blick auf die Kassenzettel, daß ich mein Leben gut und ohne Einbuße verbracht und die Tage meines Daseins mit Anstand an den Mann gebracht habe. Das ist so eine Art praktischer Philosophie, weißt du. Sie wird mir die Angst vor dem Tod nehmen. Und wenn ich einmal werde sagen können, das ganze Lager meiner Lebenstage habe ich gewinnbringend veräußert, wenn ich einmal, ohne in die Notwendigkeit ge- kommen zu sein, Bankrott anmelden zu müs- sen, vor einem gleichsam ausverkauften Hause stehe — dann, denke ich, werde ich dem Letzten, dem, worüber wir so gar nichts wissen, mit einer großen Ruhe und Zuversicht entgegensehen . . .“

Der Richter schwieg und blickte seine Frau erwartungsvoll an. Die krauste nachdenklich die Stirn.

„Eine ganz originelle Idee, Herbert. Wirk- lich. Aber hättest du mit ihrer Verwirk- lichung nicht vier oder sechs Wochen warten können? Dann — dann hättest du doch die Kalender sozusagen als Ramschware um sehr vieles billiger bekommen können . . .“

Einen Augenblick schien es, als wollte der Richter heftig werden. Aber er bezwang sich sofort — ja, er lächelte sogar, als er nach einer kleinen Pause sagte:

„Vielleicht hast du recht —, ich hätte wohl noch vier Wochen warten sollen . . .“

## SILVESTER- UND NEUJAHRSGEBRÄUCHE

Die alten Germanen, die an Wotan glauben, kannten nur ein einziges großes Fest mitten in der kalten Jahreszeit: die Wintersonnen- wende. Mit einiger Phantasie können wir uns ausmalen, wie sie auf ihren verstreut liegenden Höfen und Wellern saßen, auch „auf der Bärenhaut lagen“, wenn man will, und die langen Winternächte wurden nur spärlich durch den Kienspan erhellt und die Tage waren düster und eintönig. Da mußte man sich freuen, wenn endlich der kürzeste Tag herangekommen war. Nun ging es wieder aufwärts!

Aber die Nächte des wildesten Sturmes stan- den noch bevor. Da jagte Wotan mit seinem Geisterheer durch die Lüfte: die Verräter, die Mörder, die Gehentken. Voran zogen die Eulen und die Raben, hinterher die wilden Hunde.

Was tun Kinder und Primitive, und ach, was tun wir selbst, wenn wir allein sind im Dun- keln und uns fürchten? Wir fangen laut zu singen und zu pfeifen an. Vielleicht, daß man die Bösen verschrecken kann, wenn sie sehen, daß wir Mut haben und stark sind! Wir genießen es heute, solche Furcht einzu- gesehen. Aber die Germanen taten sich zu- sammen. Lärmten und schrien, klapperten mit Hölzern und juchzten, die Geister zu ver- jagen oder zu übertönen.

Als das Christentum in Deutschland Einzug hielt, kämpfte es vergebens gegen die heid-

nischen Sitten. Schließlich wurde das Fest geteilt, und nun wurden wenigstens die Weih- nachtsfeierliche ruhige Tage eines häuslichen Festes.

Der letzte Tag des Jahres aber, der inzwi- schen kalendermäßig auf einige Tage später festgelegt worden war, wurde gleichzeitig der Namenstag des heiligen Silvester, der unter Kaiser Konstantin Papst gewesen war und sich als erster ein Stück Land vom Kaiser ausgebeten hatte, aus dem später der Kirchenstaat entstand. Trotzdem ließen sich die alten Bräuche nicht abschaffen. Im Mit- telalter wurde dann noch das Schießpulver erfunden, und nun hatte man ein Mittel, den bösen Geistern besonders Geräuschvoll zu Leibe zu gehen.

Man ließ es nicht ungenutzt. Nun tun wir das heute noch. Aber wer ist sich wohl beim Abschließen seines Feuer- werks darüber im klaren, daß er immer noch die alten Germanen nachahmt? Und so blieb der Brauch, aber seine Ursachen gerieten allmählich in Vergessenheit und wurden mit Stillschweigen überdeckt.

Schließlich war und ist ja nicht nur aber- gläubische Furcht, sondern auch viel Freude bei dem Spektakel zum Jahresanfang. Eine etwas laute Freude, die ein wenig nach Be- tätigung riecht. . . Sebastian Brant sagt in seinem „Narrenschiff“:

„Wer das Neujahr nicht geht anzusingen, Kein neuen Scherz weiß zu erzwingen, Nicht Tannenreiser steckt ins Haus, Der meint, er lebt das Jahr nicht aus . . .“

Das Essen und Trinken zur Silvesternacht wanderte teils vom Haus in die Wirtsstube, teils vom Wirtshaus in die Wohnstube. In älterer Zeit saß man wohl in der Stube ver- sammelt und hielt Rücksicht und Ausschau und wenn die Nacht kalt war und der Ofen nicht ausreichte, mußte man ein herzhafteres heißes Getränk dazu haben. Zu heißem Was- ser und Zucker war der Rum aus dem Wirtshaus eine gute Zugabe, er sorgte gleichzeitig dafür, daß man nicht auf gar zu triibe Ge- danken kam.

Die ersten Stunden im neuen Jahr werden oft heute noch mit einem Fragespiel an die Zukunft verbracht. Da man sich nun gegen die bösen Geister geschützt hatte, wollte man gern auch wissen, was nun bevorstand und besichert war. Man kannte von jeher sogan- nante Schicksals- oder Losnächte, und es war nur natürlich, daß man die Nacht, die einen so bedeutenden Einschnitt im Kalender bedeutete, nun zu einer solchen machte. Wie die Germanentöchter aus ins Wasser gewor- fenen Locken oder aus besonderen Gebäck- formen ihr Liebesschicksal herauszulesen suchte, so setzt heute noch in der Silvester- nacht das junge Volk Nußschalen in die Wasserwanne, und es soll bedeutungsvoll sein, wie die Schiffchen sich dann bewegen. Man glaubt nicht daran, und man hilft oft durch Pusten und durch Wellenmachen den Schiffen auf den gewünschten Weg, aber das Spielchen versetzt doch stets in besondere Aufregung.

An die Stelle des Gebäckformens ist das Bleigießen getreten, und gern liest man einen Trauring aus dem krausen Gewirr, lieber als einen Sargnagel! Auch ein Schiff, das eine Reise bedeutet, wird gern gesehen.

In manchen Gegenden ziehen die jungen Bur- schen in die Häuser, in denen heiratsfähige Mädchen auf den Freier warten und der Glückwünscher ist oft der künftige Bräutigam, der die Gelegenheit benutzt, sein be- sonderes Interesse an der Tochter des Haus- ses kundzutun.

Wir haben allgemein nur das Glückwünschen für jedermann beibehalten. Statt der alten Sprüche, die mit kleinen Veränderungen über- all aufgesagt wurden, kennen wir nur noch den kurzen Gruß „Prosit Neujahr“.